

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 12 (1922)
Heft: 31

Artikel: S' grüne Tschöpli
Autor: Flückiger, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642594>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zige Fenster...., unversehens erweitert sich der Begriff des Unterbewußten. Liegt vielleicht die Ursache Herzfähigkeit, des Ganges unseres physischen Organismus, den wir sinnenmäßig feststellen, aber mit keinen Willens- und Gefühlsimpulsen regieren können, im Bewußten oder im Unterbewußten? Und unsere letzten Zusammenhänge mit dem Universum und die Hintergründe des Urgebirges, des Meeres, der blauen Blumen, welcher Kategorie gehören sie an? Das eröffnet Perspektiven von unabsehbarer Weite, und das Ergebnis: Eine schmale Lücke über einem unterirdischen Bach, so ist das Bewußte, das mit der Scherfahrung übereinstimmt, und den Inhalt der Fremderfahrung mit ihrem Rätselcharakter einschließt; das Unbewußte aber ist der ganze unbeschränkte Lauf. Das „Unterbewußte“, das einmal bewußt war und wieder bewußt werden kann, ist nahe der Lichtlücke, aber wenig Unbewußtes gehört zu diesem Stück des Lebens nahe dem Licht. Es gehört nicht dazu jener „vorbewußte“ Wille, der Herz und Atem regiert, der schon nach kosmischen Zusammenhängen weist.

So ist denn das, was wir als Individuum, als menschliche Persönlichkeit bezeichnen, wesentlich ein aus dem großen Ganzen herausgewachsener Teil, der unter Eigengesetzlichkeit steht, soweit er gelöst ist, und unter kosmischer Gesetzlichkeit, soweit er mit dem Weltall zusammenhängt. Vom Ganzen gelöst ist er aber im „Bewußten“, und in jenem „Unterbewußten“, das normalerweise auch bewußt sein könnte. Das Bewußtsein in seiner Gesetzmäßigkeit macht geradezu das Eigengesetz des Individuums aus.

Von dieser Eigengesetzlichkeit aus wird nun das Leben des Individuums erklärt, von da aus geht die Kritik der Freud'schen Begriffe. Die Triebhaftigkeit, sagt Häberlin, ist zweiseitig, einmal weist sie auf das Zentrum, ist also Egoismus oder Ichtrieb, sodann aber weist sie nach außen, zum Kosmos zurück, und zuerst zum andern Individuum, dem am leichtesten erreichbaren Sinnbild des Kosmos, des Du, der großen Welt. Diesen Trieben eingeboren ist ihr bestimmter Maß-Sinn, das vornehmste Teil des Bewußtseins, der große Warner und Leiter. Dieser Maß-Sinn, Gewissen, Norm, Formsinne oder wie er genannt werden mag, ist nichts anderes als die bewußte Äußerung jenes Gesetzes, das aus dem Birnkern den Birnbaum, aus dem Keimplasma einer Pflanze wieder diese Pflanze, wieder diese bestimmte Pflanze entstehen läßt. Von diesem Sinn, der nicht ein Drittes neben den beiden Triebrichtungen darstellt, sondern ihnen beiden eingeordnet, anhängend, zugehörend ist, gleichsam als die ewige Umstandsbestimmung der Art und Weise, die in keinem Satze weggedacht werden kann, wird das Leben eines Individuums im Gleichgewichte gehalten. Stören äußere Kräfte, so kann das Individuum an Kraft verlieren, kann dann in Kraftlosigkeit aus dem Gleichgewicht fallen und wider sein eigenes Gesetz sündigen: — es kann also aus fremder Schuld fallen, aber es muß seine eigene Sünde allein büßen.

Die Äußerung der warnenden Stimme jenes Maß-Sinnes ist beim Kinde die Angst, beim Großen das schlechte Gewissen, wobei die Angst den unterbewußt wirkenden Maß-Sinn darstellt, das schlechte Gewissen aber immer mit einem Grad von Bewußtheit verbunden ist. Das Kind, das sich über sein ihm gehörendes Maß exaltiert hat, das sein individuelles Sein zu Gunsten eines andern aufgibt, verflucht, hat Angstträume, böse Launen. Die Schuld tritt also in frühen Stadien an den Menschen heran, und das fürchterliche Trauische ist, daß der fremde Wille, der zu Exaltation verführt, das Vergehen nicht auf sich nimmt, sondern dem unbewußt Fehlenden überläßt. Klar ist, weshalb nur die eine, nach außen gehende Triebrichtung mit Angst und schlechtem Gewissen bestraft wird: Nur sie allein gefährdet das Individuum mit Auflösung seiner selbst. Die Feststellung Freuds erhält damit von Häberlin absolute Begründung.

Das Wesen der Verdrängung ist nach dem Gesagten nicht mehr schwer zu erklären. Es wird verdrängt, was der

Eigengesetzlichkeit widerspricht, was mit der unangenehmen Angst bestraft wird. Nun ist aber das Verzweifelte, daß mit dem Verdrängen die Angst nicht aufhört, sondern gleichsam wie ein Geier über einem Grabe immerwährend schwebt und aufschreit. Denn der Maß-Sinn wollte nicht verdrängen, sondern „richten“, in die rechte Bahn bringen, Buße tun; nun ist Verdrängung ein Ausweichen, ein Vermeiden der Buße. Darum schreit auch der Geier über dem Grabe, und der alte Psalmist kannte die Unentrinnbarkeit des Bekennens und Gutmachens, wenn er geschrieben: „Nähme ich Flügel der Morgenröte und flöge ich bis ans äußerste Meer, so würde mich deine Hand doch fassen!“ Wehe dem Menschen, der früh mit unbewußtem Fehler beladen wurde! Buße, Richten geht schwer, und vielmal schwerer, weil der Fehler erst bewußt gemacht werden muß!

Wie verhält es sich nun mit der „Moral“, diesem traurigen Popanz der Freud'schen Theorie? Häberlin kennt die Eigengesetzlichkeit des Individuums. Die Verwandtheit aller Individuen schafft eine Verwandtheit der menschlich-gültigen Normen, aber niemals ist eine „Sittlichkeit“ auf bloßen Wünschen aufgebaut. Nein, es vermengen sich wirkliche starke Kräfte der Eigengesetzlichkeit (Reformatoren, Religionsstifter, Gesetzgeber), mit millionenfachen Triebwünschen und schwächeren Äußerungen der Norm zu einem widerspruchsvollen Gebilde. Aber nie darf man vergessen, daß dieses Gebilde aus Elementen der Eigennorm und der Eigensünde und nur aus ihnen besteht. Wie könnte auch ein Chorgesang ohne die einzelnen Stimmen bestehen?

Kann es danach jenen simplen Kampf zwischen Trieb und Zensur, zwischen dem wilden Individuum und den „Autoritäten“ geben, wie die materialistische Psychoanalyse annimmt? Durchaus nicht, denn das Individuum liegt in unablässiger Spannung um das Gleichgewicht zwischen seiner Liebeskraft und Ichform und kämpft zudem gegen die Annäherung einer fremden konventionellen Moral, die umso mächtiger wirkt, als sie dem Eigengesetz so nahe verwandt ist. So kompliziert sich der Kampf, und seine Schwere lastet auf dem Einzelnen; ganze Geschlechter wägen die Verantwortung auf eine außer dem persönlichen Gewissen liegende Autorität ab, — wie Verdrängung eine Art des Ausweichens. Die Bewegung der Reformation war ein Zurückführen der persönlichen Freiheit aus der Autorität der Kirche. In Dostojewskis „Großinquisitor“ warnt der blutleere Greis mit dem roten Mantel, der die Gläubigen richtet, Jesus: Geh! Bring uns keine Freiheit! Die Menschen wollen Glück, und Glück können sie nicht finden, wenn sie frei sind. Geh und komm nicht wieder!

Freuds Ablenken der befreiten Libido in soziale Pflicht, genannt Sublimierung, entspricht der Würdigung der Moral als einer mechanisch summierten Wunschgröße der Gesellschaft, und führt losischerweise auch zurück ins Verließ gefrehteter Moral. Häberlin hat durch die individuelle Bearbeitung der Verantwortung die Forderung des starken eigengesetzlichen Menschen gestellt; (mit dem falsch verstandenen „Normalmenschen“ hat das nichts zu schaffen); der Unterschied zu Freud ist himmelweit, ungefähr so weit wie Gehorchen aus Vaterkomplex oder aus Normativität, welches von Freud'schülern etwa gleichgesetzt wird.

S' grüne Tschöpli.

Es bärndütsches Gschichtli vom Walter Flüdiger.

Zur Zyt, wo-n-i no e chlyne Bueb gsi bi, het uf de Buchli Bärg es alts Zümpferli gläbt. I glaube, der Name tüet nüt zur Sach. Vo de Eigeheite, wo n-es mit ihm dür s' Läbe gschleipft het, brichte-n-i viellicht es anders mol. Für hüt möcht i nume das Gschichtli erzelle vo sym grüne Tschöpli.

Das Zümpferli ist nämlich gar grüsi arm gsi. So arm, daß ihm d'Gmein der Huszins zahlt het für ne Stube und für nes Rächt uf der Fürblatte vonere angere Hus-

haltig z'choche. Mit dem Choche isch es richtig nit wit här gsi. Einist oder zwuri im Tag het es e chly Gaffee gwärnt. Deppe zmitts im Vormittag oder de gäg de Biere ume, wo n-es niemere gstört het. Süst isch es öppe go tanzpfele, go Chneble reiche, go Chriesi, Depfu oder Gaffeesak höische. I weiß nid rächt, ob me dem söll säge, es isg go bättle. Vomene eigetlige Bättler hets äbe mängs ungerschiede. Es het nit gwüht vo Frächheit oder Uverschanti, es het nit i Vorrat heitreit und ist s' niederträchtigste (bescheidenste) Fraueli gsi, wyt und breit. Es ist nid öppe bal dä Strich us und bal diese, d'Vüt go brandtschake. O nei, es het so sner Chunde gha und öppe all 2—3 Tag isch es de au i üfers Hus cho. I glaube, sit der Zyt, daß es ufghört het Chingemeitschi z'si, het es allwäg nie ke Füßliber me gha oder gseh. Sy Galdum-sak het us Rappeler, Halbbacki, Bage und Zwänggi bitange und vielicht häts nid e mol meh es Zwöifränkli gchennt. Aber öppis schöns, öppis wo s'ys Härz dra ghanget ist, het es gha — es grüens Tschöppli, es Mänteli, es Gölter, Tätsche und zwöifacht Chötteli. Dä Schak het es vo der Muetter sälig g'erbt und wie rächt und billig hoch in Ehre gha.

D'Zhr müecht de richtig nid meine, die Tracht heig gar läbbhafti Farbe gha und stark glikeret. Nei bhüetis. Das Grien het scho meh gälbelet und wil d'Chötteli öppe süßg Johr nie bim Gürtler gsi sy, so hei sie nid fest glänzt. Aber einewäg ist das Persönli albe i der Predig i dem Tschöppli inne ganz es stofs alts Fraueli gsi. Es het mi z'sälbist düecht, es glychi amene gschmurete Depfeli, wo jini rote Bäckli bis i Hustage use nid verlore heig. Amene söllige Tag het es gärt gha, we me-n-öppe gseit het, das Tschöppli chöm ihm emel au guet und es heig viel gjunget drinn. Do het es eim de erzelt, wie-n-es halt Sorg heig derzue und-s-albe a der Wiehnacht usbüetis. Und wöhr isch es gsi. Wenn es au süst nid viel ufem Ufrume gha het und si nid stark schiniert het wäge de Spinnhuppele, wäge de Spakenäster und Hühnerdräde i sir Stube, so het es doch das Tschöppli mit Zuebehör gäng inere Guetdrude gha, wo der Dechel guet vermachet het und nid viel Schabe yne chönne hei. Dernahe wärs jo ufenes paar Schabelöckli meh oder minger nid aho; es het schlächti Gsicht gha.

Wo üfers Zümpferli gsprüt het, es müech allwäg gstorbi sy, het es no hyni bessere Sache verschänkt. Zwöi rüstigi Hemmli, zwöi Hühner, s' Wassercheheli, s' Pfänni, s' Strauhüeti und anders. Au mit em letschte große Wunsch, wo n-es gwüß viel Johr lang bi-n-ihm umetreit het und fast nid het dörfe säge, ist es usgrückt.

Es möcht de gärt — jo, sie sölle emel de au so guet sy — wenns nid grad so uerschant wär — und öppe d'Gmein nit dergäge hät, so söll men ihm doch de s' grüne Tschöppli alege für i Sarg und s' bessere Zjeppli und die schwarzi Schöibe; wo wäge es möcht doch de nid e so mingerlig zum Heiland i Himmel yne geh. —

Ganz wie-n-es gwünscht het, isch es gange. Wenn es viellicht au die einzige Pärson im Bärnbiet ist, wo me mit der Tracht is Grab gleit het, so het doch niemer dra Atoß gno. Der Schuelmeister het ihm so schön bättet, wie me nume amene Mönch cha hätte und wenn es-s-no ghört hät, so häts sicher e große Freud dra gha. Und i dänke, au der Heiland, wo n-es zue n-ihm wölle het, heig ke Atoß gno am grüne Tschöppli und a dene Chötteli. Er het jo dem Zümpferli s'ys guete Härz scho lang gchennt und einist het er sogar öppis versproche für söttige Tschudeli; das vom Säligsy vo de Eifältige.

Alter und Armut.

Von Rudolf Riesenmen.

Wir leben in schweren Tagen. Das Gespenst wirtschaftlicher Not schleicht überall herum und verbreitet Sorgen

und Kummer. Arbeitslosigkeit verurteilt viele Arme, die tüchtig und willig sind, zu nicht gewollter Ruhe und sorgenschwer bliken viele Tausende in die Zukunft!

Da sind besonders schlimm daran die armen Alten, deren Hände welk und zitterig sind und deren Augen nicht mehr den Glanz der früheren Jahre haben. Auch die Beine wollen nicht mehr fort, und — was auch nicht ganz unbedenklich ist — die Gedanken kollern manchmal ein bißchen durcheinander. Aber ist das schließlich ein Wunder? Man ist eben alt geworden. Da ist die Lebensmaschine nicht mehr so im Gange und man muß froh sein, wenn's noch so einigermäßen von einem Tage zum andern dahingeht.

Das Altsein kann seine eigene Behaglichkeit und freundlich-gemächtige Lebensweisheit haben. Dichter und Philosophen haben dem ehrwürdig-geruhamen Alter einen milden, sozusagen mattgoldenen Ehren-Strahlenkranz aufgesetzt. Nachfühlende Maler zeigten es in traulichen Bildern. In mancher Familie, namentlich auf dem Lande, haben die lieben Altchen ihr wohliges Heim; man hört mit Respekt auf ihren guten Rat, und man sucht es ihnen so freundlich und bequem wie möglich zu machen. Altershausen — eine stille, von Liebe umgebene Geborgenheit, da klingts wie von lieben Feierabendglocken.

Aber diese vertraute, unserem Gemüte so ganz entsprechende Poesie verwandelt sich in harte, herbe Prosa, wenn die alten Leutchen vom grauen Gespenst der Armut angefallen werden. Und wenn zu solchem Armsein auch noch die Einsamkeit mit ihren toten Augen kommt, dann ist's wahrlich traurig. Am allermeisten dann, wenn die Leute einst bessere Tage gesehen hatten. Oder wenn man sich redlich abgearbeitet hat und es doch nicht möglich wurde, für die paar letzten Lebensjahre ein Sümmchen zurückzulegen, um ein zwar bescheidenes, aber doch gesichertes Ausruhen zu haben, ohne jemandem zur Last fallen zu müssen. Ach, wie so manche Altershoffnung wurde durch die letzten Jahre zunichte gemacht!

So dürfen wir gerade in diesen bösen Tagen auch die Alten nicht vergessen. Ihnen beizustehen und sie zu lieben und zu pflegen, ist eine Ehrenpflicht. Hier kann sich die Menschlichkeit am besten bewähren, und hier sollte jeder tun, was er an seinem Platze kann....

Fascisti.

Die italienische Verbindung des Fascio zählt unter ihren Anhängern eine halbe Million Arbeiter und Eisenbahner, die durch den langen Krieg und den endlichen siegreichen Ausgang gelernt haben, auf die einzig aussichtsreiche nationale Entwicklung ihres Landes zu schwören. Ihr Führer Mussolini galt vor dem Krieg als unverjöhnlicher Linkssozialist, mit einer anarchistischen, also antisozialistischen Vergangenheit. Er hat sich vorgenommen, die auf Destruktion ausgehende Politik der anarchokommunistischen Gruppen mit Waffengewalt zu brechen und seine Partei zur Retterin des italienischen Staates zu machen. Republikaner und mit allen Konsequenzen des sozialistischen Ideals vertraut, rechnet er auf eine Entwicklung seines Volkes zu einer machtvollen arbeitenden Organisation, die dem Großkapital das Genid brechen wird. Mit seltsamen Gefühlen muß der Italiener, der den obersten Zehntausend angehört, das Programm dieses einflußreichsten aller politischen Führer betrachten: Da wird wohl vom Schutz des Vaterlandes gesprochen, aber was praktisch gefordert wird, geht auf eine Stärkung der vom Verfall bedrohten arbeitenden Mittelklassen und auf eine Emanzipation jener Arbeitergruppen heraus, die den Großbetrieben angehören und dank desinteressierter Arbeit auf den Streikgedanken eingeschworen sind. Zur Rettung des Staates verlangt Mussolini, daß die Vergeudung des Arbeitswillens in mechanisierten Großbetrieben vorüber sein solle, gleich wie die Vergeudungswirtschaft der Staatsbetriebe